

Der Bundestag hat gestern mit den Stimmen der Koalition und der Grünen das Hospiz- und Palliativgesetz beschlossen. Es soll die Versorgung von Menschen am Lebensende verbessern. Das freut auch die vielen ehrenamtlichen Menschen, die als Sterbebegleiter arbeiten. Wie Christine Zwirner aus Hannover.



Begleitet bis zum Lebensende

Mehr Geld für die Todkranken

BERLIN. Schwerstkranke Menschen sollen am Ende ihres Lebens eine bessere Betreuung erhalten. Das hat gestern der Bundestag beschlossen.

Durch das Hospizgesetz sollen 200 Millionen Euro zusätzlich in die Finanzierung der mehr als 200 Hospize, rund 1500 ambulanten Hospizdienste und der Palliativstationen in Deutschland fließen. Hospize sollen 95 statt der bisherigen 90 Prozent der zuschussfähigen Kosten erstattet bekommen, damit sie weniger auf Spenden angewiesen sind. Zugleich wird der Tagessatz um gut 60 Euro erhöht, was unterfinanzierten Hospizen helfen soll. Krankenhäuser, die Palliativstationen betreiben oder mit externen Palliativteams zusammenarbeiten, können dies künftig extra abrechnen. Pflegeheime werden verpflichtet, mit Hospizdiensten und Ärzten zusammenzuarbeiten, damit sterbende Bewohner nicht in Krankenhäuser verlegt werden. Das Netz der Spezial-Palliativteams soll dichter werden, besonders auf dem Land.

Auf Drängen der Grünen waren die Mittel für die Hospizdienste noch einmal erhöht worden, vorwiegend zur Trauerbegleitung von Angehörigen. In Deutschland sterben jedes Jahr zwischen 850.000 und 900.000 Menschen – jeder zweite in einem Krankenhaus, 40 Prozent in Pflegeheimen, obwohl drei Viertel gern zu Hause bleiben würden. Aktuelle Studien zufolge erhalten nur 30 Prozent der Sterbenden eine palliative Versorgung.

Die Krankenkassen, private Pflegeanbieter, die Krebshilfe und die Palliativmedizinare begrüßen das Gesetz. Schwerstkranke Menschen müssten sich überall, im Krankenhaus, im Pflegeheim, zu Hause oder im Hospiz, auf eine hochwertige Palliativversorgung verlassen können, so die Deutsche Gesellschaft für Palliativmedizin.

Sterbebegleiterin: „Ich möchte zu Hause sterben“

VON PETRA RÖCKEL

HANNOVER. Es hat mich fasziniert, das Sterben zu erleben. Wer sich über diesen Satz wundert, der hat noch nicht mit Christine Zwirner gesprochen. Die 63-Jährige ist ehrenamtliche Sterbebegleiterin. Seit acht Jahren ist sie für Patienten und deren Angehörige da, wenn die „finale Phase“ erreicht ist. Das, was sie tut, ist ein Plädoyer für das Leben. Auch und gerade, wenn es zu Ende geht.

Die Frau aus dem Stadtteil Kleefeld war in ihrem Beruflichen Sachgebietsleiterin einer Krankenkasse. „Ich war mehr als 40 Jahre berufstätig und wollte noch einmal etwas anderes im Leben machen. Ein Ehrenamt bietet sich an, schon allein deswegen, damit man mit der Rente nicht von 100 auf 0 stürzt. Und mich hat die Hospizarbeit schon länger interessiert.“ Also „schuppert“ sie im Hospiz. Lasse hinein und lässt sich dann bei der Diagnose zur Sterbebegleiterin ausbilden. „Man lernt dort, mit sterbenden Menschen umzugehen. Aber auch mit den Angehörigen. Und mit dem, was es mit einem selbst macht.“ Woher der Wunsch hat, sich über alles hinwegzusetzen, auch wenn es um Spinnaspeise geht. Wenn jemand sagt, „wenn ich meine Augen schließe, dann war es das, da kommt nichts mehr“, dann zähle genau dies. Gottesgabe ist keine Voraussetzung für die Barmherzigkeit der Helfenden.

Was Christine Zwirner fasziniert an ihrer Aufgabe? „Jeder Mensch ist unterschiedlich. Aber hier merkt man es stärker.“ Glücklicherweise ist ihre Arbeit vor allem dann, wenn sie merkt, dass sie den Sterbenden noch etwas geben kann. „Ein Patient zeigte mir seine Norwegen-Bilder, wir tauschten uns aus, weil mein Mann und ich auch

Skandinavien-Fans sind. Zum Schluss sagte er, das war so schön, darüber sprechen zu können. Weil er sich an glückliche Zeiten erinnert hat. Da geht man dann glücklich nach Hause.“ Was traurige Gefühle im Job nicht ausschließt – davor ist auch eine Sterbebegleiterin nicht gefeit. Man solle die Trauer nicht so nah an sich heranlassen, sagt sie: „Ich mache das auch nicht. Meist bin ich froh, dass ich da war, mit Menschen sprechen konnte, die bald sterben werden.“

Aber es gebe Schicksale, die nahmen einen doch mit, „besonders wenn es junge Leute sind. Oder wenn sich Kinder dem nicht mehr um ihre Eltern kümmern.“ Eine Beziehung zum Patienten eingehen, aber eine gesunde Distanz wahren – das ist ihre Art, das Ehrenamt gut zu meistern. „Anderes geht es nicht, sonst geht man kaputt.“ Die 63-Jährige hat auch zwischendurch einfach mal pausieren müssen. Ewa nachdem ihre eigene Mutter gestorben war: „Ich hatte eine Phase, wie sie andere Sterbebegleiter auch mal haben. Ich wollte eine Zeitlang nicht mehr mit dem Tod konfrontiert sein.“

Wichtig sei ohnehin, dass man ein Pendant habe. Das könne ein Partner sein, Freunde, Hobbys. „Ich habe einen Mann, mit dem ich gut reden kann, wir essen gern, ich habe einen Webstuhl, den ich gern nutze. Wenn man ein Gegenstück für den Tod hat, dann funktioniert die Aufgabe ziemlich gut.“

Das alles gut funktioniert – und dass Patienten und Ehrenamtliche auch zueinander passen, dafür sorgen auch die hauptamtlichen Koordinatoren im Hospiz (siehe auch Interview). Wir werden sehr sorgfältig ausgesucht aus dem Pool der Ehrenamtlichen. Man schaut, ob es passt.“ Auch auf Wünsche der Ehrenamtlichen werde Rücksicht genommen: „Ich wollte nicht ins Pflegeheim zur Sterbebegleitung, weil unsere Eltern dort gestorben sind. Ich

halte das nicht gut aus. Und ich habe angegeben, nicht in einen Raucherhaushalt zu kommen oder dort, wo große Hunde sind.“ Zum Schluss stellt sich die Frage, wie es Christine Zwirner mit dem eigenen Tod halten will. Wäre ein Hospiz oder eine ambulante Hospizbegleitung für sie eine Option? „Wie alle anderen möchte ich natürlich zu Hause sterben“, sagt sie, „aber bevor ich in einem Krankenhaus abgefordert werde, würde ich ein Hospiz oder eine Palliativstation vorziehen.“ Sie habe das bei ihrer Mutter erlebt, die vom Pflegeheim die letzten drei Tage noch auf eine Palliativstation gekommen sei. „Das ist ein Unterschied wie Tag und Nacht: die Ruhe, die Pflege, die da ist.“ Die Sterbebegleiterin hofft, „dass mein Mann die Kraft hätte, mich zu Hause zu pflegen. Und wenn er nicht mehr da wäre, müsste ich mir sowieso etwas überlegen. Dann wäre das Hospiz unbedingt zu empfehlen.“

Unverträglich Schmerz muss nicht sein. Einsamkeit in der letzten Lebensphase muss nicht sein.



Bundesgesundheitsminister Hermann Görke (CDU)

NP INTERVIEW

„Es geht tatsächlich um die Lebenszeit“

VON PETRA RÖCKEL

Carmen Breuckmann-Gieritz ist Vorstandsvorsitzende der Hospiz-Stiftung Niedersachsen. Lothar Kuttner steht dem Kuratorium vor. Im NP-Interview erklären sie, was die Hospizarbeit leistet.

Was bringt das Gesetz der Hospizarbeit? Sie erhält eine Aufwertung durch eine andere finanzielle Förderung. Das hat aber nichts damit zu tun, dass die Hospizarbeit vor allem aus Spenden finanziert wird. Es geht nur darum, Grundkosten für Personal besser abzudecken. Dabei geht es um die Koordinatoren.

Was wird da koordiniert? Alle Hospizvereine oder -gruppen in Niedersachsen haben je nach Standort etwa 20 bis 100 Ehrenamtliche. Je höher die Zahl, desto aufwendiger ist die Aufgabe, diese einzusetzen sowie bei ambulanten oder stationären Einheiten eine Mindestzahl meist von acht Betten gibt. Die Patienten werden rund um die Uhr betreut – manchmal sogar ein bis zwei Monate oder aber auch nur noch zwei Tage. Die Ärzte haben ihnen erklärt, dass eine Heilung nicht mehr möglich ist, sondern nur noch eine Schmerzbehandlung. Die ambulante Arbeit kann sich aber auch monatelang in Einzelfällen bis sogar zu einem Jahr strecken. Ehrenamtliche Hospizler fahren zu den Patienten und ihren Angehörigen nach Hause, und spätestens hier wird klar, dass es nicht nur um Sterbebegleitung geht, sondern dass die Arbeit auch Trauerarbeit umfasst. Trauerbegleitung für Kinder etwa ist ganz anders als Trauerarbeit für Erwachsene.

Was ist der Unterschied zwischen ambulanter und stationärer Hospizarbeit? Wir haben 170 ambulante Hospizvereine oder -gruppen in Niedersachsen. Und etwa 15 bis 20 stationäre Einheiten. Der Unterschied ist, dass es bei den stationären Einheiten eine Mindestzahl meist von acht Betten gibt. Die Patienten werden rund um die Uhr betreut – manchmal sogar ein bis zwei Monate oder aber auch nur noch zwei Tage. Die Ärzte haben ihnen erklärt, dass eine Heilung nicht mehr möglich ist, sondern nur noch eine Schmerzbehandlung. Die ambulante Arbeit kann sich aber auch monatelang in Einzelfällen bis sogar zu einem Jahr strecken. Ehrenamtliche Hospizler fahren zu den Patienten und ihren Angehörigen nach Hause, und spätestens hier wird klar, dass es nicht nur um Sterbebegleitung geht, sondern dass die Arbeit auch Trauerarbeit umfasst. Trauerbegleitung für Kinder etwa ist ganz anders als Trauerarbeit für Erwachsene.

NICHT ALLEIN Sterbebegleiter sind für die Sterbenden da – um ihnen bis zum Tod noch Lebensqualität zu geben.

Wann kommen Sie ins Spiel?

Diese ambulanten und stationären Vereine sind die operierende Basis vor Ort, während die Stiftung sich um die Förderung im Hintergrund kümmert. Wir generieren auch Spenden, damit etwa die Ausbildung der Ehrenamtlichen bezahlt werden kann.

Was macht dieses Ehrenamt aus? Mitten im Tod passiert ganz viel Leben. Es ist eine Lebensbegleitung bis zum Schluss. Ehrenamtliche dürfen allerdings schon rein rechtlich keine pflegerischen Leistungen übernehmen. Die Taufe ist natürlich, dass wir bei der Hospizarbeit auch viele Ehrenamtliche haben, die von ihrer Grundausbildung aus der Pflege kommen. Die müssen aber – übertragen gesprochen – unterschiedliche Gewänder anziehen. Der Hospiz- und Palliativbereich arbeiten aber ganz eng zusammen.

Was geht die Gesellschaft mit dem Thema Tod um? Spannend ist, dass wir einerseits permanent mit dem Sterben und dem Tod konfrontiert werden – gerade in den Medien – andererseits ist eine persönliche Auseinandersetzung mit dem Tod kaum gegeben. Das sieht man schon daran, dass Menschen sich ungern zu Lebzeiten darum kümmern, für den Todesfall



ENGAGIERT: Carmen Breuckmann-Gieritz und Lothar Kuttner stehen für die Hospiz-Stiftung Niedersachsen – und arbeiten für sie natürlich ehrenamtlich. Foto: Dittus